

Endlich wieder Festival-Atmosphäre

Brecht Das Programm ist stark: Der Chor von St. Stephan führt „Die Mutter“ mit einem prominenten Gast auf. Die Filmbeiträge rund um die Welt sind eine ungeahnte Bereicherung – und die „Mutter Courage“ im französisch-deutschen Sprachmix erhält viel Applaus.

VON GERLINDE KNOLLER
UND RICHARD MAYR

Die Ankündigung ist klar und deutlich: „Nach der Vorstellung wollen wir feiern, in der Festivalzentrale mit Musik.“ Das sagt Festivalleiter Jürgen Kuttner vor der Aufführung von „Mutter Courage“ am Samstagabend. Da, am vorletzten Tag, soll sie doch aufkommen, Festivalstimmung trotz Corona. Grund zum Feiern gibt es nach dem starken Programm am Wochenende.

+++

Festivalzentrale, Tim – und am Freitagabend ist die Filmvorführung auch besser besucht als am undankbaren Montagabend bei Zoe Beloff. Es ist 19 Uhr mitteleuropäische Zeit und 1 Uhr nachts in Beijing. Von dort sind Studentinnen und Studenten live zugeschaltet, die ihre Filmbeiträge zum Festivalmotto „Worldwide Brecht“ vorstellen. Eine Zoom-Konferenz, der Blick fällt auf karg eingerichtete Zimmer, auf konzentriert-freundliche Gesichter. Und – im Angesicht immer härterer internationaler Fronten – tut dieser kulturelle Austausch richtig gut. Mit sehr viel Neugier, Akribie, aber auch Witz sind die Studierenden aus Beijing ihre Projekte angegangen, haben Brecht-Gedichte auf die Straße geholt und von Paket-Zustellern vortragen lassen, haben sich beim Filmen gefilmt – das ist das stilprägende Mittel bei fast allen Filmbeiträgen, um Brechts Idee des epischen Theaters in den Film zu transportieren und die Illusion als solche zu thematisieren. Und dann der wohl überraschendste Beitrag: „Fuck Brecht“, in dem die Studierenden die Geschichte der Brecht-Rezeption in China nachzeichnen wollen und dazu auch einmal jenseits der offiziellen Seiten über einen VPN-Zugang im Netz suchen müssen. Applaus!

+++

Ortswechsel, der Kleine Goldene Saal, Freitagabend. Man hört das stählerne Stampfen der Maschinen, den nahezu schmerzenden Rhythmus, durch zwei Klaviere vorangetrieben. Dazwischen der Mensch, zerrieben, der für seine Arbeit in der Fabrik kaum die Kopeken hat, sich eine bessere Suppe zu leisten. Davon und von der revolutionären Auflehnung erzählt die Kantate „Die Mutter“, die Hanns Eisler vertont hat. Zu eindrucksvoller Aufführung bringt sie der Chor des Gymnasiums St. Stephan unter Leitung von Ulrich Graba, zusammen mit Gitte Haenning als Erzählerin und Solistin, der Mezzosopranistin Juli Pfänder und dem Bariton Ma-



Der Chor des Gymnasiums St. Stephan hat gemeinsam mit Gitte Haenning Brechts Kantate „Die Mutter“ auf die Bühne gebracht. Foto: Fabian Schreyer



Beklemmend: Der Film „Das Fünfte Rad“ der Frauentheatergruppe Simorgh aus Herat musste heimlich und im Hintergrund gedreht werden. Foto: Simorgh-Theater

nuel Wiencke. Gitte Haenning, bekannt als Schlagersängerin, die sich aber längst im „ernsten Fach“ als Schauspielerin und Sängerin etabliert hat, verkörpert mit ihrer Präsenz die einfache Mutter Pelagea Wlassowa, die die Sache ihres Sohnes Pawel und der Fabrikarbeiter zu der ihren macht und am Vorabend der russischen Revolution selbst zur Revolutionärin wird. Knapp eine Stunde hält dieses Stück das Publikum in Bann. Die Erzählerin führt durch die Handlung und wird selbst zur Mutter, die mal ans Klavier oder direkt vor den Chor tritt, um der Welt ihre Fragen zu stellen, den Kommunismus zu preisen und sich darin zu versichern, welch Glück es sei, einen Sohn zu haben, der „nötig ist“ – auch dann noch, wenn er ins

Gefängnis kommt und später erschossen wird. Es singt der Chor des Gymnasiums bei St. Stephan die vielen „Lieder“, mit unglaublicher Präzision die anspruchsvolle Tonalität Eislers meistern. Den Grundrhythmus bildet der Marsch, stets nach vorne ausgerichtet, verfremdet und deshalb in der Aussage auch bewusst aufrüttelnd. Die Texte schwören ein auf den Kommunismus, die Revolution oder auch das Lernen, „um sich nichts einreden zu lassen“. Der Solist übernimmt die Lieder des Pawel, die Solistin die der Mutter – außer der wenigen, die Gitte Haenning selbst singt. Auch diese solistischen Parts hinterlassen einen tiefen Eindruck.

+++

Festivalzentrale, Samstagnachmit-



In der Festivalzentrale sind die Filmbeiträge von „Worldwide Brecht“ gezeigt worden: hier Studierende aus Beijing. Foto: Jan-Pieter Fuhr



Klassisch im Inszenierungszugriff: die Compagnie Louxor aus Togo mit Brechts „Mutter Courage“ auf der Brechtbühne. Foto: Jan-Pieter Fuhr

tag, wieder heißt es „Worldwide Brecht“. Nach den Beiträgen aus Beijing werden Filme aus Kirksville (USA), Neu-Delhi (Indien), Tel Aviv (Israel) und Herat (Afghanistan) präsentiert, alle ungefähr 30 bis 45 Minuten lang, gedreht für dieses Augsburger Brechtfestival. Es ist einer der beeindruckendsten, der nachhaltigsten, am längsten nachhallenden Programmpunkte dieses Festivals. Denn die Spannungskurve steigt hier mit der Reihenfolge der Beiträge. Für die Theater-Studierenden in Kirksville ist der Umgang mit Brechts „Ode an die Nachgeborenen“ ein intellektuelles Spiel. Der indische Filmemacher Soumyabrata Choudhury versucht in seinem Beitrag „Migrants Walk“ die Situation der Wanderarbeiter während des

ersten Lockdowns in Indien mit Brecht zu verknüpfen, allerdings stellt er sich mit der Kunstbild-Ästhetik (zwei Hände erzählen alles) selbst ein Bein. Die Bilder drängen sich in den Vordergrund, die Probleme der Wanderarbeiter bleiben im Hintergrund. Hoch interessant dann aber, auch künstlerisch, wie Yotam Gotal aus Tel Aviv und sein Team Lyrik aus Brechts „Lesebuch für Städtebewohner“ adaptiert haben: als filmisches Experiment in 48 Stunden. Ihr Beitrag „The Desert City“ erzählt, wie sie auf der Straße jemanden suchen, der ihnen zu einem Brecht-Gedicht aus dem „Lesebuch“ seine eigene Geschichte erzählen kann. Und ein Araber hatte tatsächlich etwas zu erzählen: dass ihm Franzosen sein Haus abkaufen

wollen. Gentrifizierung in Israel rührt gleichzeitig sofort an Siedlungsfragen zwischen Juden und Arabern. Der Film streift ein weites Feld, auch Fragen der Identitätspolitik, also ob aschkenasische Juden die Geschichte eines Arabers zu der ihren machen dürfen. Ein beklemmendes, aber auch herausragendes Ereignis ist der Schlussbeitrag: Frauen des Simorgh-Theaters aus Herat mussten dafür in Afghanistan im Untergrund drehen. Seit dem Abzug der Nato-Streitkräfte und der Eroberung durch die Taliban leben die Frauen ohne Einkünfte an wechselnden Orten in ständiger Angst. Daran, auf der Bühne zu stehen, ist nicht mehr zu denken. Gleich am Anfang sagt eine Frau, die zu ihrem Schutz die Burka trägt, dass sie kein Mensch mehr sei, sondern nur noch Organismus, gefangen und eingesperrt. Dazu klingt Brechts „Zeige, o zeige dein Gesicht nicht/ Sondern verwisch die Spuren“ erschreckend befremdlich. Für die Frauen des Simorgh-Theaters in Herat ist es Überlebensstrategie. Dieser Film geht unter die Haut und zeigt, dass die Taliban-Herrschaft schreckliche Wirklichkeit geworden ist, auch wenn die mediale Aufmerksamkeit für das Land und dessen Probleme gerade nicht mehr so stark gegeben ist.

+++

Von der Zentrale geht es fast nahtlos weiter, hinüber in die Brechtbühne, die ausverkauft ist. Dort steht „Mère Courage/Mutter Courage“ auf dem Spielplan, gegeben von der Compagnie Louxor aus Togo, Brecht auf Französisch und auf Deutsch in fast schon klassisch Brecht'scher Anmutung: nur eine karge Bühne, auf der neben der überlebensgroßen Erzählerfigur im Hintergrund als einziges Requisit, im Grund als Bühnenbild, der Handwagen von Courage benutzt wird. So hat das Brecht seinerzeit in Szene gesetzt, so war das auch im Peymann-Gastspiel vor Jahren in Augsburg zu sehen. Bei dem spielreudigen Ensemble der Compagnie Louxor erscheint der Dreißigjährige Krieg noch viel weiter zurückzuliegen. Es ist ja klar ersichtlich nicht ihr Krieg, der damals in Europa ausgefochten wurde. Aber das, was Brecht darin allgemein über den Krieg geschrieben hat, das ist nicht zeitlich und auch nicht räumlich beschränkt. In der kurzweiligen, musikalisch raffiniert gestalteten Inszenierung wird das umso deutlicher. Viel Applaus für die Compagnie, die im Anschluss im Textilmuseum auch noch ein Konzert gibt. Da ist sie: Festivalatmosphäre.

Wofür es sich ins Theater zu gehen lohnt: Sarah Hieber

Senssemble In dem Monolog „All das Schöne“ von Duncan Macmillan brilliert die Schauspielerin auf der Studiobühne.

VON CLAUDIA KNISS

Eiscreme, Wasserschichten, die Farbe Gelb, länger aufbleiben dürfen und Sachen mit Streifen: lauter Dinge, für die es sich zu leben lohnt. Findet die Siebenjährige, deren Mutter gerade einen Selbstmordversuch gemacht hat, und will sie damit zum Leben motivieren. Der Beginn einer Liste, die sich irgendwann einer Million Einträgen nähert, und anhand der der britische Autor Duncan Macmillan in „All das Schöne“ die Biografie der Tochter erzählt. Immer wieder ergänzt sie während Pubertät, Studium, erster Liebe und eigenem Erwachsenwerden die Aufzählung um „Every Brilliant Thing“, so der Originaltitel. Praktisch jedes Programmheft aller Inszenierungen des auf deutschen wie internationalen Bühnen seit seinem Erscheinen 2013 beliebten Theaterstextes zitiert den *Guardian*: „ein lebensbejahender Monolog über ein todernstes Thema“. Besser kann man den Text möglicherweise nicht beschreiben. Aber definitiv kann man ihn kaum besser spielen als Sarah Hieber.

Die Augsburger Schauspielerin brillierte mit „All das Schöne“ in der Regie von Sebastian Seidel (Assistenz: Lilli Samajdar) am Freitagabend erstmals am Senssemble. Die etwas kleinere und intimere Probebühne hat Birgit Linner für den 70-minütigen Monolog schlicht mit Scheinwerfern voller Post-its, einer Videokamera, zwei altmodischen Doppel-Theatersesseln und einem Kofferchen mit Requisiten ausgestattet. Darin findet sich die Wollsocke Friedolin, aus der die Schulpsychologin einen Hund werden lässt, um ganz 80er-Jahre-Pädagogik-Style mit dem Mädchen zu reden. Oder die Bücher, die sie und Ulli hin und her tauschen, während sie sich verlieben.

Manchmal drückt Sarah Hieber eine der Requisiten jemandem aus dem Publikum in die Hand – und die passende Rolle dazu aufs Auge. Diese interaktiven Elemente sorgen für manche Talententdeckung im Publikum, berührende und urkomische Momente – und dafür, dass Hieber auch noch Stegreif spielen muss. Was sie ebenso mühelos und dabei intensiv bewältigt wie sämtli-

che anspruchsvollen darstellerischen Anforderungen des Monologs. Sie transportiert den naiven Kummer der Siebenjährigen ebenso wie die Wut des Teenagers nach dem zweiten mütterlichen Selbst-

mordversuch, das Alltag werdende junge Beziehungsglück genauso wie die Abwehr der Außensicht auf die eigenen psychischen Spätfolgen.

Außerdem deutet sie die anderen Rollen an, und das phänomenal gut

und in einem Flow, der das Publikum in 70 Minuten durch mehrere Lebensjahrzehnte und sämtliche Emotionen von warmen Kindheits-erinnerungen über die Euphorie des ersten Kusses bis zum Erstarren beim Verlassenwerden lenkt. Hieber nutzt kleinste Nuancen der Gesichtsmuskulatur und ein umfangreiches Bewegungsvokabular, um innerhalb weniger Momente mimisch und körpersprachlich die Metamorphose hin zum mit sich selbst beschäftigten Vater zu vollziehen, oder zum Geliebten, der am Klavier stehend für die Freundin singt.

Es ist eine Coming-of-age-Geschichte, die auch anhand von Musiktiteln erzählt wird, die „damals“ jeweils angesagt waren oder für die Protagonisten eine Rolle spielen: Prince' „Purple Rain“, „Take On Me“ von A-ha, Amy Winehouse... Auch wenn Hieber ein nur imaginiertes Gegenüber, beispielsweise die Mutter, anspielt, tut sie dies mit derart intensiver Natürlichkeit und perfekt getimten Reaktionen, dass man die nicht Anwesende dort auf der Bühne sitzen spürt.

Das Mädchen ergänzt seine Liste,



Sarah Hieber besticht in „All das Schöne“ – sie deutet eine Vielzahl von Rollen an und ist dabei in einem 70-minütigen Flow. Foto: Michael Hochgemuth